



Glaubenssachen

Sonntag, 7. Juli 2024, 08.40 Uhr

Zweifeln bis zur Verzweiflung?
Wie man Glauben schenken kann
Von Robert Schurz

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

In unserem Freundeskreis gibt es eine Frau, die uns öfter Sorgen bereitet, denn immer wieder läßt sie sich täuschen, oder wie man gemeinhin sagt: sie fällt auf Männer rein. Das liegt an ihrer ungeheuren Gutgläubigkeit. Sobald ihr ein Mann vorgaukelt, daß er für sie etwas empfinde, ist sie zu allem bereit. Der Schaden, den sie dabei erleidet, ist meist psychisch, manchmal auch materiell. Psychisch meint: sie läßt sich für ein flüchtiges Abenteuer mißbrauchen und wir dann fallen gelassen. Der Klassiker hierbei ist der verheiratete Mann, der vorgibt, beinahe schon geschieden und auf dem Sprung zu einer eigenen Wohnung zu sein doch nach einigen Wochen stellt sich heraus, daß er nicht mal im Entferntesten daran dachte, sich von seiner Frau zu trennen. Aber auch im Alltag zahlt diese Frau öfters drauf, eben wegen ihrer Gutgläubigkeit: so hat sie etwa ein teures Abonnement für eine Zeitschrift abgeschlossen, die für sie keinerlei Wert hat. Natürlich haben wir alle auf sie eingeredet und in langen Gesprächen zu überzeugen versucht, doch nicht immer alles sofort zu glauben, sondern etwas skeptischer zu sein, - kurzum: mehr zu zweifeln. Unseren Bemühungen war aber nur geringer Erfolg beschieden, insbesondere in Bezug auf Männer. Sie will einfach glauben, und findet immer wieder Argumente, um Zweifel unsererseits auszuräumen. Das Offensichtliche wird von ihr ignoriert. Etwa, daß dieser oder jener verheiratete Mann bloß auf ein Abenteuer aus ist. Aber ist es denn wirklich offensichtlich? Eben nicht! Offensichtlich ist es nur für uns, die wir zu zweifeln gewohnt sind.

Wer zweifelt, hat gelernt, daß es etwas Verborgenes gibt. Und es gibt viel Verborgenes in der Welt. Das fängt etwa bei einer alten Leiter an; äußerlich sehen die Sprossen intakt aus, aber ich weiß, daß das täuschen kann. Ich zweifelte an dem, was ich sehe, weil ich die bittere Erfahrung gemacht habe, daß alte Sprossen, auch wenn man es ihnen nicht ansieht, brechen können. Dieser Zweifel führt zur Relativierung unserer Wahrnehmung; das Leben hat uns schon früh gelehrt: nicht alles ist so, wie es zunächst aussieht. Der Zweifel gehört also zu unseren elementaren Fähigkeiten, mit einer Welt, in der es Verborgenes gibt, umzugehen. Es gibt aber anscheinend Bereiche, in der die Kunst des Zweifelns, diese elementare Fähigkeit des Menschen, zu versagen scheint. Etwa, wie gehört, im Bereich persönlicher Beziehungen.

Der Zweifel kann den Menschen vor Gefahren beschützen.

Es wird schon gutgehen, diese Haltung kann einerseits Mut machen, überhaupt einen notwendigen ersten Schritt zu tun. Die Haltung, „Es wird schon gutgehen“, sollte jedoch nicht allzu fatalistisch eingenommen oder gewählt werden, nur um berechtigte Zweifel einfach wegzuwischen. Das Ringen um das rechte Maß zwischen Glaube und Zweifel beschäftigt uns unser Leben lang. Auch und vielleicht besonders in ausweglosen Situationen. Davon erzählt auch die Bibel. Ein Vater dessen Sohn schwer erkrankt ist, bittet Jesus diesem zu helfen. „Wenn Du es kannst“, fügt der Vater hinzu, als er auf Jesus trifft. Der reagiert seinerseits verwundert, ob der Bitte des Vaters. „Alle Dinge sind möglich, dem der da glaubt“, sagt Jesus. Und der Vater reagiert direkt und schreit Jesus an: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ In dieser Reaktion offenbart sich die ganze Widersprüchlichkeit der menschlichen Existenz, zwischen Hoffen und Bangen, Glauben und Zweifeln, Vertrauen und Versagen. Um Glauben zu können, wird manchmal auch Hilfe benötigt, ein Erlebnis oder die Geste eines anderen Menschen. Das fordert der Vater demütig ein. Er weiß um seine Grenzen, kann nicht alles selbst

machen. Er zweifelt und verzweifelt doch nicht. Diese Haltung bewegt Jesus zum Handeln. Der Zweifel ist dabei etwas anderes als ein Misstrauen, das Beziehungen zerstören kann. Da fällt mir als Psychotherapeut das Beispiel eines Mannes ein, der sich in Behandlung begibt, da seine Versuche, eine stabile Partnerschaft aufzubauen, immer scheitern. Sie tun es, weil er ständig alles in Frage stellt, an allem und jedem zweifelt. Das fängt bei einfachen Dingen an: etwa kocht ihm die Partnerin sein Lieblingsgericht, doch er kann sich nicht einfach darüber freuen, sondern fragt sich vielmehr, was sie damit erreichen will. Er vermutet eine verborgene Absicht, hat immer Angst davor, reingelegt zu werden, wie man sagt. Das führt natürlich zu einem großen Mißtrauen und extremer Eifersucht. Jeder harmlose Männerkontakt seitens seiner Partnerin steht bei ihm im Verdacht, die Anbahnung eines Seitensprungs zu sein und so bringt er sein Gegenüber immer wieder in die Situation, seinen oft absurden Verdacht widerlegen zu müssen. Allein, solcher Verdacht läßt sich nicht völlig widerlegen, denn es wird immer wieder ein verdächtiges Indiz geben: der Wille zum Zweifel ist dann stärker als jeder Realitätsinn.

Und so kommt es schließlich dazu, daß dieser Mann von seinen Partnerinnen immer wieder Liebesbeweise verlangt und mehr noch: daß er diese Liebe auf die Probe stellt. So behandelt er sie mitunter absichtlich schlecht, hält etwa eine Verabredung nicht ein und versteht das eben als Probe auf die Belastbarkeit ihrer Liebe. Wenn seine Partnerin sich schließlich von ihm abwendet, so hat er als Zweifler recht behalten. Wenn nicht, so führt er weitere Belastungsproben durch, bis auch diese Beziehung in die Brüche geht. Es scheint klar: dieser Mann ist nicht in der Lage, eine Partnerschaft, eine Liebesbeziehung einzugehen, denn eine solche setzt ein Mindestmaß an Vertrauen und Glauben voraus. Man muß eben davon ausgehen, daß der andere es gut mit einem meint, und genau diese Voraussetzung ist in diesem Fall nicht erfüllt. Also führen sowohl der extreme Zweifel als auch extreme Gutgläubigkeit zu einer gewissen Beziehungsunfähigkeit. Aber auch in unserem sonstigen Alltag ist das Spannungsfeld zwischen Glauben und Zweifel ständig präsent, besonders in Zeiten der medialen Informationsflut: welcher Nachricht oder Meldung darf ich glauben oder vertrauen, welchen Beitrag im Internet soll ich anzweifeln und welchen nicht? Glauben und Zweifeln strukturiert nicht nur unsere Beziehungen zu den Mitmenschen, sondern generell unser Verhältnis zur Welt. Und es scheint schier unmöglich, für diese beiden aufeinander bezogenen und sich bedingenden Haltungen von Zweifel einerseits und Vertrauen, beziehungsweise Glauben andererseits ein gültiges Maß zu finden. Die Aussagen, man solle weder zu viel noch zu wenig zweifeln oder umgekehrt, man solle weder zu viel noch zu wenig vertrauen, ist zwar sicher richtig aber auch wenig konkret. Sie erspart dem Menschen nicht, sich jeweils erneut zwischen Vertrauen und Zweifel zu positionieren. Und da wir in ständiger Ambivalenz zwischen Gutgläubigkeit und Skepsis leben müssen, gibt es die Sehnsucht nach dem, was vor jedem Zweifel liegt, die Sehnsucht nach dem Absoluten.

So gab es immer Versuche etwas zu finden, was nicht anzuzweifeln ist. Der berühmteste stammt wohl von dem Philosophen René Descartes, dessen Name für den Beginn der neuzeitlichen Philosophie steht. „Cogito, ergo sum“ – Ich denke, also bin ich: dieser Satz besagt zunächst, daß das Zweifeln nicht bezweifelt werden kann, weil der Zweifel am Zweifel immer nur Zweifel ergibt.

Da aber Zweifeln ein Akt des Denkens ist, ist auch die Tatsache des Denkens unanzweifelbar. Und da mein Denken immer mein Denken ist, wird auch meine eigene Existenz, sofern ich denke und zweifle, unhinterfragbar. Der Zweifel steht so in gewisser Weise am Anfang der menschlichen Kultur. Der Mensch kann etwas in Frage stellen, hinterfragen und ist damit nicht mehr den unmittelbaren Gegebenheiten ausgeliefert. Und weil er zweifelt, kann er aber diese Gegebenheiten auch verändern. Der homo sapiens, das denkende Wesen, ist somit gleichzeitig ein homo dubitans, ein zweifelndes Wesen. Allein der Umstand, daß ich meine eigene Existenz nicht anzweifeln kann, gibt noch keine Orientierung und lässt mich mit mir gewissermaßen allein. So strebt die Überwindung des Zweifels nach etwas Unhinterfragbarem, was außerhalb meiner selbst liegt. Es ist die Suche nach dem, was man einfach glauben muß weil ein Leben ohne diesen Glauben nicht vorstellbar ist.

Ein erstes Phänomen wurde bereits genannt: Soziale Beziehungen ohne Vertrauen, also Glauben, sind schlechterdings nicht möglich sind. Wenn ich dem Anderen immer alles Mögliche unterstelle, kann ich zu ihm kein Verhältnis haben außer einer großen Furcht vor seiner Unberechenbarkeit. Ich muß ein Mindestmaß an Vertrauen haben, ihm wenigstens ein Minimum an Glauben schenken; andernfalls wäre meine Dasein sinnlos, und ich würde auf meine biologische Existenz beschränkt sein. Das wäre also ein erster Punkt an dem ein Glaube alternativlos ist. Eine weitere Dimension eines unabdingbaren Glaubens bringt der Philosoph Ludwig Wittgenstein ins Spiel, nämlich den Glauben an die Sprache. Denn die Sprache ist die Voraussetzung allen Glaubens und allen Zweifelns. Wichtig ist auch, daß für Wittgenstein nicht der Zweifel, sondern der Glaube am Anfang steht. In seinem Buch: „Über Gewißheit“ schreibt er:

Das Kind lernt, indem es Erwachsenen glaubt. Der Zweifel kommt nach dem Glauben.

Der elementare Glaube ist nun der, daß ein Wort wirklich auch eine Sache bezeichnet, und daß das Bezeichnete allgemeine Gültigkeit hat. Wenn ich sage: „Das ist ein Baum“, so muß ich erstens daran glauben, daß das wirklich ein Baum ist und zweitens, daß auch jeder andere vernünftige Mensch mir zustimmen wird. Sprache lässt sich so gesehen nicht hinterfragen. Auf die Frage: „Warum ist das ein Baum?“, läßt sich nur antworten: „Das Ding heißt eben so!“. Die Gültigkeit der Sprache besteht darin, daß sie alle verwenden. Wittgenstein nennt dies ein „Sprach-spiel“ und der Mensch ist von jeher in dieses Sprachspiel gestellt.

Wenn du weißt, daß das hier ist eine Hand ist, so geben wir dir alles übrige zu. Daß es mir - oder Allen - so scheint, daraus folgt nicht, daß es so ist. Wohl aber läßt sich fragen, ob dies sinnvoll zu bezweifeln ist.

Der Zweifel hat in der Sprache seine feste Funktion, aber nur innerhalb der Sprache. Man sieht das schön an kleinen Kindern, die, nachdem sie Sprechen gelernt haben, absichtlich die Begriffe falsch verwenden, und etwa zum Papa Mama sagen oder umgekehrt. Sie eröffnen damit die Möglichkeit des Zweifelns innerhalb der Sprache, allerdings vor dem Hintergrund fest-stehender Bedeutungen. Obwohl die Ordnung einzelner Begriffe angezweifelt werden kann, ist die Sprache selber nicht hinterfragbar. Das deckt sich mit einem verbreiteten religiösen Gedanken, wonach die Dinge

erst dadurch existieren, wenn sie von Gott benannt werden. Mithin: die Verwendung von Sprache setzt gleichfalls einen unabdingbaren Glauben an sie voraus. Schließlich ist da noch die Unabweisbarkeit eines Glaubens an eine Zukunft. Es gibt das Bild des nahenden Weltuntergangs, in welchem die Bestie im Menschen losgelassen ist. Wenn das nahe Ende von allem droht, beginnt rohe Gewalt zu herrschen. Da es kein Morgen mehr gibt, hat man nichts zu befürchten und ist endlich ohne Zweifel. Es gibt in der Belletristik zahlreiche Schilderungen solcher apokalyptischer Szenarien, die vorzugsweise verschiedene Pest-Epidemien betreffen.

Nichts als Schreien, Stöhnen und Sterben, und wer noch auf zwei Füßen stehen kann, der mordet und raubt, als gebe es in der Hölle noch etwas zu kaufen. Zwischen den Häusern quoll eine Rotte von Männern und Weibern hervor, die Leute hielten Flaschen Und Becher in den Fäusten, tranken und johlten, überboten einander in wüstem Gebrüll und unflätiger Gebärde. So wollten das, was man vom Leben überhaupt haben konnte, in diesen zwei oder drei, diesen vier oder fünf Tagen noch bis zum letzten genießen, das einzige, was es Gutes gab in dieser bösen, dreckigen Welt: fressen, saufen und huren.

So zu lesen in dem Ostpreußen-Roman: „Die Mücke im Bernstein“ von Else Stahl. Natürlich ist das eine extreme Situation, aber ohne Glauben an eine Zukunft zerfällt jede Moral und jede Orientierung. Ich muß daran glauben, daß ich morgen noch lebe, daß mein Leben weitergeht. Ganz konkret wird das im Falle des Nachwuchses. Immer mehr junge Leute in unserer Gesellschaft sind allerdings der Meinung, es habe keinen Sinn, Nachwuchs in diese schlechte Welt zu setzten. Sie glauben nicht an eine Zukunft der Menschheit. Zwar haben sie den Weltuntergang, im Gegensatz zu den Menschen in den Pest-Epidemien, in die weitere Zukunft verschoben, -handeln aber zuweilen nach dem gleichen Prinzip der *Endzeit*. Aber auch hier setzt der Zweifel an der Zukunft die Zukunft voraus, genau so wie der Zweifel an der guten Zukunft die Möglichkeit einer guten Zukunft voraussetzt. Der Welt-untergang kann nie zur Gewißheit werden, eben weil der Mensch gebunden ist an Zeitlichkeit und damit auch an die Möglichkeit einer Zukunft, deren Lebensqualität zwar angezweifelt werden kann, aber nur vor dem Hintergrund, daß man eben an die Zukunft glaubt. Wie dem auch sei: neben dem Glauben an menschliche Beziehungen und an Sprache ist auch ein Glauben an die Zukunft, in der einen oder anderen Form, unabdingbar. Man stelle sich nur eine Welt vor, in der ich den anderen nicht vertraue, es keine Zukunft gäbe und ich mich nicht verständigen könnte: in so einer Welt könnte kein Mensch leben. Das bestimmt gleichzeitig den Menschen als ein soziales, zeitliches und ein soziales Wesen. Und weil er dies ist, ist ihm auch die Möglichkeit der Verzweiflung gegeben. Der Satz, daß man an etwas glauben muß, um nicht zu verzweifeln, führt unmittelbar in den Bereich des Religiösen, denn wenn man, so der Gedanke, an irgendetwas glaubt, das nicht hinterfragbar ist, so glaubt man gleichzeitig an das Ewige oder die absolute Kraft, die dies schuf. Denn nur ein Gott oder eine göttliche beziehungsweise ewige Kraft kann das geben, was den Menschen zum Menschen macht: Sprache, Zeitlichkeit und Gemeinschaft. Doch auch der Glaube an Gott fällt der Wechselwirkung von Zweifel und Glauben anheim. Insbesondere die christliche Religion hat eine lange Tradition des

Zweifels, ganz pointiert dargestellt in der Geschichte von Petrus, der über das Wasser geht und versinkt. Bei Matthäus heißt es:

Aber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem Meer, Und da ihn die Jünger sahen auf dem Meer gehen, erschrakten sie und sprachen: Es ist ein Gespenst! und schrieen vor Furcht. Aber alsbald redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, Ich bin's; fürchtet euch nicht! Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so heiß mich zu dir kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her! Und Petrus trat aus dem Schiff und ging auf dem Wasser, daß er zu Jesu käme. Er sah aber einen starken Wind; da erschrak er und hob an zu sinken, schrie und sprach: Herr, hilf mir! Jesus streckte alsbald die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?

Diese Geschichte in ihrer Vertracktheit offenbart die Wechselwirkung von Glaube und Zweifel in ihrer ganzen Breite. Zunächst zweifelt Petrus, nämlich daran, daß es sich um Jesus handelt und verlangt von ihm quasi ein Wunder als Beweis. Dann will er glauben, aber bald wird wiederum der Zweifel stärker, diesmal nicht an Jesus sondern daran, daß das Wasser ihn trägt. Und welcher vernünftige Mensch vertraut darauf, daß Wasser ihn tragen kann? Petrus sinkt erst, als er den Blick von Jesus abwendet und auf die Wellen schaut, den Sturm, die Umgebung. Der Fokus von Petrus hat sich im Gehen über das Wasser geändert und das hat Folgen. Wichtig aber ist, daß hier der Glaube vor dem Zweifel kommt: Petrus will glauben, dann aber setzt sein Verstand ein und nachfolgend das Gefühl. Als Fischer weiß er um die Gefahr eines Sturmes, und so bekommt er Angst.

Und erst, als er zweifelt, versinkt er. Damit hat der Zweifel zunächst recht behalten. Die christliche Pointe aber besteht weiter darin, daß Jesus den Petrus eben nicht untergehen läßt, sondern ihm die Hand reicht, und hilft. Andererseits: wenn Petrus nicht gesunken wäre, hätte er seine Angst und seinen Zweifel sicher überwunden. Anscheinend mußte Petrus erst versinken, mußte der Zweifel sein, um in einem nächsten Schritt gerettet zu werden. Es ist eine aberwitzige Logik in dieser biblischen Geschichte: wer zweifelt, behält recht, eben weil er zweifelt. Hätte er nicht gezweifelt, hätte Petrus in seiner Gutgläubigkeit auch recht behalten, eben weil er nicht zweifelt. Diese vertrackte Logik legt fast den Gedanken nahe, daß Glaube und Zweifel eine Einheit darstellen, daß der Zweifel für den Glauben ebenso notwendig ist, wie der Glaube für den Zweifel. Der Prager Theologe und Philosophie-Professor Thomás Halík schreibt dazu:

Wenn der Glaube auf seinem Weg seinen Bruder, den Zweifel verlieren würde, würde er aufhören, ein Suchender und Fragender zu sein, er könnte in eine geistlose religiöse Praxis absinken, in Ritualismus oder eine Ideologie. Wenn der Zweifel seinen Bruder, den Glauben, verlieren würde, könnte er in Verzweiflung verfallen oder in eine zynische Weltsicht abgleiten. Glaube und Zweifel müssen gemeinsam ihren Weg gehen, sich gegenseitig stützen, wenn sie nicht von der schmalen Brücke in den Sumpf von Fanatismus oder der Hoffnungslosigkeit abstürzen wollen.

Wir leben in komplizierten und komplexen Zeiten und vor allem leben wir in einer Zeit der Informationsflut und damit des Zweifelns. Fast allem, was gesagt ist, wird auch widersprochen und nichts gilt als sicher. Auch soziale Beziehungen aller Art sind hinterfragbar geworden und nichts scheint in diesem Bereich selbstverständlich. Schließlich leben wir auch in einer Zeit des Zweifels an der Zukunft, sagt uns doch die Wissenschaft voraus, daß wir auf eine klimatische und damit globale Katastrophe zusteuern.

Wir leben in einem Zeitalter des überbordenden Zweifels, was einerseits zur Verzweiflung, andererseits zu aberwitzigen Glaubensformen wie diverse Verschwörungstheorien führen kann.

Man darf aber nicht vergessen: Zweifeln ist zunächst eine Funktion unseres Verstandes, während die Verzweiflung ein emotionaler Zustand ist. In der Verzweiflung hört der Zweifel als Denken auf und wird zu einem alles überflutenden Gefühl. Es gilt nun, den Zweifel eben nicht in Verzweiflung übergehen zu lassen, sondern sich immer wieder darauf zu besinnen, daß das Infrage-Stellen sich letztlich selbst aufhebt. Egal, wie sprachkritisch wir sind: wir sind und bleiben auf die Sprache angewiesen und müssen daran glauben, daß ein Wort etwas Bestimmtes bezeichnet. Egal, wie sehr wir den Mitmenschen in Frage stellen: wir sind auf soziale Beziehungen und auf Vertrauen angewiesen, denn wir sind soziale Wesen. Und egal wie düster es aussieht: mir müssen daran glauben, daß es irgendwie weitergeht und auch, daß alles gut werden kann.

Mithin: der Zweifel kann dort enden, wo wir uns daran erinnern, daß wir glauben können und ja schon im Glauben sind. Ob und inwieweit eine solche Haltung auch eine Gottesfrage beinhaltet, ist letztendlich erneut eine Frage des Glaubens und Zweifelns, der wir uns stellen können oder eben nicht.

* * *

Zum Autor:

Robert Schurz, promovierter Philosoph und praktizierender Psychotherapeut